

## **DAS FÜNFTE KAPITEL**

enthält als letzte Station der Wanderjahre, Genf, wo das internationale Forschungszentrum CERN großartige Möglichkeiten zu forschen bietet. Die Stadt und der zugehörige See liegen reizvoll zwischen den Vorbergen des Jura und den Alpen. Die frische Atmosphäre am Institut stimuliert die Quark-Dynamik am Computer zu rekonstruieren, wodurch ein Besuch in Leipzig zustande kommt.

Vor dem Einschlafen hatte ich als junger Mann geträumt, einen roten Sportwagen zu besitzen. Ich fuhr neben einer schönen Frau auf einer breiten Autobahn durch eine Traumlandschaft, die wie der East River Drive in New York aussah. Unsere zwei Kinder saßen hinten auf den Notsitzen. In der Dämmerung kam ich der Stadt immer näher. Ich war im Auto wie in einem Leib geborgen. Die Straße entfernte mich mehr und mehr aus der Gegenwart. Der Motor brummte gleichmäßig, meine Vorstellungen, wie mit Musik begleitend. Ich war ein erfolgreicher Physiker. Eine aufregende Zukunft wartete auf mich. Aufbruch und Ankommen waren keine Gegensätze mehr.

Ein solcher Traum ließ sich an der deutschen Universität der späten siebziger Jahre schwer realisieren. Nach dem Pro-

test der unzufriedenen Studenten und den Analysen wichtiger Sachverständiger hatten die Universitäten rasch expandiert. Sie hatten Stars aus den USA zurückgeholt und viele Positionen mit jungen Leuten besetzt, die sie für die folgenden Jahre blockierten. Einem glücklichen Zufall und der Hilfe von Kollegen verdankte ich es, meine Karriere im Ausland fortsetzen zu können.

Nach meiner Rückkehr in Heidelberg meldete 1983 mein Freund Martin ein aufsehenerregendes Experiment in der Kernphysik. Die Nukleonen veränderten im Atomkern ihre Struktur. Die am CERN beschleunigten schnellen Muonen (schwere Elektronen) analysierten wie ein »gut auflösendes Mikroskop« die Feinstruktur des Kerns. Man sah, dass die Quarks in gebundenen Nukleonen mehr Spielraum als in freien Nukleonen hatten. Mit der Hochenergiekernphysik öffnete sich ein neues Fenster zum fundamentalen Verständnis der Atomkerne. Zusammen mit Otto Nachtmann und Guy Chanfray bastelten wir an einer Theorie, die erklärte, warum die eingesperrten Quarks sich im Kern freier bewegen konnten.

Diese Theorie verschaffte mir eine Anstellung in Genf am CERN, dem internationalen europäischen Zentrum für Elementarteilchenphysik mit über dreitausend festangestellten Wissenschaftlern, Ingenieuren, Technikern und Angestellten, sowie sechstausend externen wissenschaftlichen Mitarbeitern. Schon damals war das Labor ein beeindruckendes Labyrinth von Hallen, Straßen und Beschleunigern. CERN hatte sich von der Schweiz ins benachbarte Frankreich ausgebreitet und verbreitete immer noch Aufbruchsstimmung, obwohl es mit der wissenschaftlichen Arbeit schon vor 30 Jahren angefangen hatte. Hier wurde unkonventionell Forschung auf den Weg gebracht, die Weltniveau hatte. Von allen europäischen Einrichtungen ist dieses Projekt eines der erfolgreichsten. Wie Saint-Exupéry in Citadelle sagte:

»Ainsi me parlait mon père: Force-les de bâtir ensemble une tour et tu les changeras en frères.« (Mein Vater sagte, lass sie zusammen einen Turm bauen, und du wirst sie zu Brüdern machen.)

## Das Leben in Genf

Heidi und ich wohnten in einem Dorf am Fuße des Jura. Ich konnte zufrieden sein, verdiente gute Schweizer Franken und lebte in einer der schönsten Gegenden der Alpen. Unsere kleine Wohnung bot einen wunderbaren Blick aufs Gebirge. Der Genfer See in der Ferne und der Mont Blanc, der größte Berg in der blauen Gebirgskette, sahen aus wie auf einem Bild von Hodler. Wenn die kalte Bise vom Norden den Himmel wolkenlos fegte, wurde es frostig, und man bekam Kopfweh. Der Körper wollte aktiv sein. Im Winter packten wir dann unsere Langlaufskier und fuhren auf den Col de Faucille. Dort stiegen wir auf unseren Skiern die Loipen hinauf, um ungebremst wieder abwärts zu fahren. Zum Tomme de Montagne, dem lokalen Käse, schmeckte der goldgelbe Arbois. Es dauerte ein Jahr bis wir mit unseren Nachbarn in der Siedlung »Vertes Campagnes« Bekanntschaft machten. Ein gewaltiger Schneesturm hatte »Das grüne Land« in eine weiße Wüste verwandelt. Beim Ausgraben der Autos auf dem Parkplatz vor dem Apartmenthaus machten wir Bekanntschaft mit den Nachbarn im Apartment unter uns und über uns. Obwohl alle Bewohner irgendwo in der Nähe arbeiteten und im selben Supermarkt einkauften, waren wir uns nie wirklich begegnet.

Die Ortsansässigen im Pays de Gex waren auf uns Ausländer nicht immer gut zu sprechen. Ich entsinne mich, als ich an einer Ampel zu langsam anfuhr, überholte mich nach der Ortsdurchfahrt ein Einheimischer. Er winkte, aber ich wusste nicht,

was er wollte. Da ich nicht reagierte, bremste er mich auf offener Landstraße aus, stieg aus seinem Auto und kam wild gestikulierend auf mich zu. Ich wagte nicht die Scheibe zu öffnen, sonst hätte er mir wahrscheinlich einen Boxschlag verpasst. Im Allgemeinen fühlten Heidi und ich uns aber wohl in Frankreich. Wenn einer von uns unterwegs war, zeigte der andere auf dem »grünen Land« eine erhöhte Anfälligkeit für allerlei Krankheiten, wofür wir den schweren Rotwein, das fette Essen oder das raue Klima verantwortlich machten.

Kleine Schmuggelfahrten waren alltäglich. Wir hatten als Pendler an der Windschutzscheibe ein Schild »Nichts zu verzollen«, womit wir unkontrolliert die tägliche Zollkontrolle von Frankreich in die Schweiz passierten. Größere Einkäufe in der Schweiz transportierten wir über die »grüne Grenze«, einen selten besetzten Zoll, was auch meistens gut ging. Einmal hatten wir einen schwarzen Geistlichen aus Südafrika eingeladen, den wir nach dem Abendessen zurückbringen mussten. Er gestand, als er schon bei uns in Frankreich war, dass er kein Visum für Frankreich besäße, aber er fürchtete sich nicht dabei ertappt zu werden. Er wäre Schlimmeres gewöhnt. Gott halte seine Hand schützend über ihn. Als wir ihn zurückbrachten, war es stockdunkel. Er lag halb auf der Rückbank, da er dunkle Haut hatte und einen schwarzen Habit anhatte, war er wahrlich nicht zu erkennen. An der Kontrollstelle stellte der Beamte die üblichen Fragen, unser Gast kam unbemerkt über die Grenze.

Zu den Höhepunkten des Landlebens vor den Toren der Stadt gehörten die abendlichen Einladungen, die unsere Frauen organisierten. An diesen Abenden war es den Männern nicht erlaubt, über ihre Probleme mit einem schlecht funktionierenden Detektor oder der nicht konvergierenden Störungstheorie zu reden. Monika v. d. M. und Musikerinnen gaben in ihrem Wohnzimmer Konzerte. Ihr Klavierlehrer und eine Freundin

aus dem Rundfunkorchester spielten dann Bach oder andere klassische Musik. Das gemischte Publikum von Feministinnen, Ehefrauen, Künstlerinnen und Ingenieuren oder Physikern, applaudierte den beiden Interpreten, die mit der G-Dur-Sonate gut zurechtgekommen waren. Die Treffen lieferten Gesprächsstoff für die Ausländergemeinde, die sonst recht isoliert unter den Genfern und den Ortsansässigen in Frankreich lebte. Wir Deutsche hatten wieder einmal Gelegenheit, deutsch zu sprechen und im Geiste das Schubert Lied mitzusingen, das eine Sängerin kunstvoll präsentierte.

In einem Bächlein helle,  
da schoss in froher Eil  
die launische Forelle  
vorüber wie ein Pfeil.

Eines Morgens fehlte unser Auto auf dem Parkplatz vor unserem Apartment. Nachdem wir den Gendarmen den Diebstahl berichteten, erzählten sie von weiteren Raubzügen einer Bande und trösteten uns, die erbeuteten Wagen seien nach kurzen nächtlichen Spazierfahrten immer wieder aufgefunden worden. Wir sollten uns nicht beunruhigen. Die kleinen Gangster wollten nur einen Kick am Wochenende, würden aber am Anfang der Woche wieder normal. Also warteten wir ein paar Tage. Dann traf die Nachricht ein, der Wagen sei auf dem Jura gefunden worden. Er sei ausgebrannt. Als »feraille«, d. h. Alteisen musste er nach Frankreich zolldienstlich eingeführt werden. Wir haben ihn nie mehr gesehen und 37 Francs für das Alteisen bezahlt.

Der Place du Bourg de Four war Ausgangspunkt unserer Ausflüge in Genf. Er lag auf der Höhe in der Nähe der Kathedrale von St. Pierre und der kleinen deutschen Kirche, in die wir manchmal am Sonntag zum Gottesdienst gingen. Von hier

aus stiegen wir in die Unterstadt hinab, entweder in Richtung der Fontäne, einem 150 Meter hohen Wasserstrahl im See, oder zum Theater am Place Neuve. Irgendwann verschlang uns eine der großen Geschäftsstraßen, in denen sich eine unbegrenzte Zahl von Uhren- und Juwelenläden aneinanderdrängten. Meistens kehrten wir in unserer Stammkneipe Mortimer ein, in der die jüngeren Leute vom Kolleg Calvin mit den Richtern aus dem gegenüberliegenden Justizpalast zusammentrafen. Die Mädchen pflegten einen lässigen Stil, der ganz anders war als der »bon chic, bon genre« der Damen in der Unterstadt. Spezialität des Bistrots war der gateau au chocolat. Erst später entdeckten wir das exotischere Paquis hinter dem Bahnhof. In der Boutique Western Cowboy gab es Country Musik von Patsy Cline. Das Café Remor gehörte zu den interessanteren Cafés von Genf. Seine Geschichte begann Anfang des 20. Jahrhunderts, als die drei Brüder Bortolo, Giorgio und Peppino aus den Dolomiten nach Norden zogen, um ihre Eisspezialitäten anzubieten. Giorgio eröffnete in Genf am Zirkusplatz das Café Remor. Sein Sohn Georges Felix und Enkel Antoine führten die Tradition der Eiskonditorei weiter. Im Remor saß eine gemischte Klientel, darunter viele alte Leute, die es allein in ihren Wohnungen nicht aushielten. Georges Felix kümmerte sich um alle: gemischte Paare, Frauenpaare oder Singles. Er platzierte seine Gäste, wenn sie hereinkamen, leerte die Aschenbecher und nahm sogar selbst Bestellungen entgegen. In dieses Café kamen Genfer, nicht die Ausländer, die in den zahlreichen internationalen Organisationen arbeiteten. Draußen brauste lebhafter Verkehr. Wenn gerade ein Zirkuszelt auf dem Plainpalais stand, schauten die Leute nach der Vorstellung hier vorbei. Die Kinder mit Ballons an Schnüren verführten mich, wieder mal einen Zirkus zu besuchen. In der Tat hatte ich das seit Jahren nicht mehr gemacht. Also saß ich am folgenden Sonntag in der Nachmittagsvorstellung unter einer lärmenden Menge von

Kindern. Zuerst kamen die Lichter und die Musik, heller und lauter als ich es von meiner Kindheit erinnerte. Der Clown hatte große Schuhe an und die Raubtiere sahen grausam drein, wenn sie auf den kleinen Podesten ihre Faxen machten. Der Zirkusbesuch war ein gelungener Ausflug in meine Kindheit.

## Die Arbeit im Kopf

Wir behielten ein Zimmer in unserer Wohnung in Heidelberg und fuhren oft zwischen Deutschland und der Schweiz hin und her. In meinem Tagebuch notierte ich während einer Zugreise:

*Wenn du an keinem Ort so recht zu Hause bist, so sind wenigstens die Züge deine Heimat. Züge fahren gleichmäßig, ihre gleitende Bewegung entspannt, gleich was du selbst tust, es geht voran. Du fragst: Wo wirst du in den nächsten Jahren leben? An was wirst du in den nächsten Jahren arbeiten? Einfache und klare Fragen. Einfache und klare Ziele möchtest du fassen. Wie kannst du die vielen Trennungen überwinden. Wie kannst du nachhaltige Nähe pflegen? Draußen Spätherbst. Die Bäume in vielen Farben angemalt. Der Zug fährt durch Baden-Baden. Leichter Nebel liegt über der Rheinebene. Ortschaften, Baustellen, Äcker und Felder wechseln einander ab. Der Schwarzwald zur Linken, Rechts die Autobahn. Alles ist still – bis auf das Klappern des Strickzeugs der Frau und dem leisen Schniefen des schlafenden Manns vorn im Großraumwagen. Deutschland, wie ein Besucher es sieht. Vor kurzem nachgezählt, bald sind es für mich 10 Jahre im Ausland, fünf Jahre in Amerika und fünf Jahre in Frankreich.*

Auf den langen Bahnfahrten schusterte ich an meinem Forschungsprogramm. Ich wollte mich auf zwei Projekte konzentrieren: Numerische Simulationen der starken Quark-Gluon-

Dynamik und die Dilepton-Produktion. Für diese Projekte hatte ich Mitarbeiter gefunden, so dass ich in der Arbeitsgruppe von hundert Theoretikern nicht anonym blieb.

Die Arbeit ging mir nicht aus dem Kopf. Ich hatte von Michael I. gelernt, mit dem Computer Monte Carlo Simulationen zu machen. Diese Rechenmethode hat ihren Namen vom bekannten Kasino in Monte Carlo, weil die Auswahl der verwendeten Quanten-Zustände auf dem Zufall beruht. Komplizierte, mehrtausendfache Integrationen werden so durchführbar. Ich wollte mit meinen Simulationen nicht die gängigen Rechnungen verbessern, sondern etwas Neues wagen. Die Integrationsvariablen »lebten« auf einem virtuellen Gitter in vier Raum-Zeitdimensionen mit einem Abstand der Gitterpunkte von 0.1 Femto-Meter. Damit waren relativ leicht die zehnfach größeren Nukleonen berechenbar. Aber ich war ehrgeizig und wollte die Dynamik von Kernen auf einer siebzugfach größeren Längenskala verstehen. Mit Hilfe der Renormierungsgruppe konstruierte ich numerisch neue Variablen auf größeren Gittern, welche die Information auf dem ursprünglichen mikroskopischen Gitter enthielten, aber die Dynamik des größeren Systems effizienter berechnen ließen. Ich war nicht der geborene Programmierer, aber Michael Ilgenfritz und Jörn Wroldsen halfen mir die Rechnerei in Gang zu bringen. Jeden Nachmittag saßen wir bei Schwarzwälder Kirschtorte in der Cafeteria und diskutierten die nächsten Programmschritte. Der trockene Berliner Humor Michaels und mein Optimismus übertrugen sich auf den kühlen Norweger. Die Profis in den Büros links und rechts neben meinem Büro belächelten meinen Enthusiasmus, was mich nicht von meinem Projekt abhielt, die Quarkphysik mit der Kernphysik zu verbinden. Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, die Atomkerne aus ihren fundamentalen Bestandteilen, den Quarks und Gluonen, zu verstehen. Dafür lohnten sich die numerischen Computersimulationen.



Vor 60 Jahren hatte Yukawa die Idee, dass Mesonen die Nukleon-Nukleon-Wechselwirkung induzieren. Immer neue Versuche mit dem Mesonaustausch-Modell hatten das komplexe Zusammenspiel von Anziehung und Abstoßung der Nukleonen nicht wirklich überzeugend erklärt. In der Zwischenzeit hatte die Physik herausgefunden, dass sowohl die Nukleonen als auch die Mesonen aus Quarks und Gluonen bestehen. Deshalb bestand Hoffnung, dass die Dynamik der Quarks und Gluonen die aus Nukleonen zusammengesetzten Kerne erklärte. In der Chemie war der mikroskopische Zugang erfolgreich, Moleküle auf der Basis der Elektronenorbitale der Atome zu verstehen. Warum sollte ein ähnlicher Weg in der Kernphysik nicht auch möglich sein?

Um mich herum war der größte Teil der Theoretiker mit anderen Aspekten des Standardmodells der Elementarteilchen beschäftigt. Der große Ring für Proton-Antiproton-Kollisionen war fertig und produzierte Kollisionen mit einer Schwerpunktsenergie von 600 GeV. Am 20. Januar 1983 verkündigte Carlo Rubbia, der Chef der Kollaboration in Underground Area 1 (UA1) fünf W-Boson-Ereignisse, die nach der Analyse von mehreren Milliarden Ereignissen übriggeblieben waren, weil sie genau mit den theoretischen Vorstellungen übereinstimmten. Das Experiment UA2 bestätigte kurz danach die Entdeckung von UA1. Das W-Boson zerfällt in ein Elektron und Neutrino. Da nur das elektrisch geladene Elektron eine Spur im Detektor hinterlässt, ist die Messung nicht einfach. Aber die transversale Impulsverteilung des Elektrons macht die W-Masse experimentell zugänglich, weil sie ein Maximum bei der halben W-Masse hat. Die Cheftheoretiker versuchten sich gleich danach an dem größeren Projekt, die starke und elektroschwache Theorie zu vereinigen. Sie bastelten an supersymmetrischen Modellen, die die Anzahl der elementaren Teilchen verdoppelten, indem sie jedem Teilchen einen Super-Partner

gaben. Davon handelte die Weihnachtskomödie »Super Carmen« im CERN, in der die Erfolge des Jahres 86 ironisch auf dem Arm genommen wurden. John Ellis, ein englischer Kollege inszenierte das Musical, und hatte damit großen Erfolg im Labor.

Da alle im Labor Englisch sprachen, fiel es uns Deutschen manchmal schwer, in die eigene Sprache zu wechseln, wenn wir in einer Runde nach einer Diskussion nur mehr unter uns waren. Bei Italienern und Spaniern war das anders. Wenn sie zusammen zum Essen gingen, nahmen sie auf ausländische Kollegen keine Rücksicht und parlierten in ihrer Muttersprache. Deutsche, Briten und Skandinavier sprachen Englisch miteinander, wenn Franzosen dabei waren, auch gebrochenes Französisch, die Umgangssprache im Supermarkt und Restaurant. In der Theorie Gruppe hatte ich viel persönlichen Kontakt mit Magda und Torleif Ericson, ein ungleiches Paar, das sich aber sehr gut verstand. Sie war Französin voller südlichem Temperament und arbeitete in Lyon. Er kam aus Schweden und hatte den hölzernen Charme, den wir mit dem hohen Norden assoziieren. Torleif gehörte zur ersten Generation von CERN Mitarbeitern und hatte Fluktuationen in Wirkungsquerschnitten untersucht, womit er die Arbeit an Zufallsmatrizen anregte. Er und Magda zusammen analysierten Korrelationseffekte in der Pion-Kernstreuung. Magda, die hauptsächlich in Lyon als Professorin lehrte, brachte Herzlichkeit in die Physik der Theoriegruppe, die ansonsten der sportliche Ehrgeiz der Männer dominierte. Torleif verstand sich mehr als Diplomat, der ausgleichend und verständnisvoll die Entwicklung der Theorie verfolgte. 1985 hatte die strategische Verteidigungsinitiative der USA (SDI) und die Stationierung von Mittelstreckenraketen in Europa zu starken Protesten in Deutschland geführt. Am CERN regte Jack Steinberger eine Gruppe an, in der wir uns regelmäßig trafen und Abrüstungsfragen diskutierten. Im No-

vember kamen M. S. Gorbatschew und R. Reagan nach Genf, um zu verhandeln. Die russische Delegation der Konferenz besuchte das Labor und der Leiter hielt einen Vortrag, der auf reges Interesse traf. Es dauerte noch zwei Jahre bis der INF (Intermediate Range Nuclear Forces) – Vertrag unterzeichnet wurde.

## Die Reise nach Leipzig

Während der Genfer Jahre sind wir viel gereist. Meine Geschäftsreisen gingen nach Israel, USA, Japan und oft nach Frankreich. Durch die Zusammenarbeit mit Michael Ilgenfritz, meinem Kollegen aus Leipzig, kam ich auch in die DDR.

*Grenzübergang BDR–DDR, du machst eine dreitägige Reise nach Leipzig. Es ist Juni 1986, seit sieben Uhr befindest du dich im Zug. Es geht über Frankfurt ins sozialistische Deutschland, in die Ostzone, wie die Rentner neben dir sagen, in die ehemalige sowjetische Besatzungszone. Wenn sie immer noch besetzt ist, dann von den Regierenden der jetzigen DDR. Die sowjetische Besatzung erscheint in Gestalt zweier grellgeschminkter russischer Frauen, die in das Abteil kommen. Die eine hat weißblonde Haare, einen roten Kirschmund und dazu passende zinnoberrote Hosen und weiße Söckchen. Die andere trägt ein Kleid, dessen Muster an einen Vorhangstoff erinnert. Beide dösen in der warmen schwülen Luft des Abteils, weichen der Sonne aus, weil sie gar zu heiß hereinscheint. Neben mir sitzt ein Rentner aus Frankfurt, der auf dem Trip nach drüben ist. Hüben und drüben sind relative Begriffe, je nachdem wo man gerade ist.*

Einmal angekommen in Leipzig stellte ich meinen Koffer für 40 Pfennige in der Gepäckaufbewahrung ab und suchte die Karl-Marx-Universität, wo ich eingeladen war. Zur Orientie-

rung richtete ich mich nach dem »Hohlen Zahn«, ein 26-stöckiges Hochhaus, das den Karl Marx Platz überragte. Herr Möhring begrüßte mich an Stelle von Michael, der sich entschuldigte, weil er an einer Wehrübung teilnehmen musste. Ein kurzer Tee folgte, den wir zusammen aus Glasstassen einnahmen, die in Plastikhalter steckten. Es fiel mir auf, dass die Plaste wie die Braunkohle, die man allerorten roch, etwas ersetzte, was knapp war.

Mein Kollege fuhr mich dann mit seinem Trabi direkt ins Haus der Wissenschaft am Dimitroff Museum, eine große Jugendstilvilla, die für Gäste der Karl Marx Universität reserviert war. Ich bekam das Zimmer 13 mit kleinen Arkaden unterm Dach, die auf das Museum hinausschauten. Abends nach einer kurzen erholsamen Dusche und anschließendem Ruhen traf ich mich mit meinem Kollegen zum Abendessen. Es gab Rumpsteak à la Meier und als Rotwein ungarisches Türkenblut. Danach schaute ich mir Leipzig an. Nahe der Universität war das Kabarett der »Akademikermixer« und der Journalistentreff. Viele Menschen waren auf den Straßen in der lauen Juni Luft. Das Rathaus faszinierte mich durch seine geschlossene wuchtige Front. Bachs Thomaskirche grüßte aus alten Zeiten. Ein Blick in die Nikolaikirche zeigte den Stolz des damaligen Bürgertums. Das Gestühl war weiß und zierlich nach Rokokomanier. Auf zwei Etagen waren die Sitze für jede Familie getrennt in schmale Inseln eingeteilt. Ich stellte mir die Gläubigen vor, die ihren Schöpfer lobten für das Leben, das er ihnen geschenkt hatte. Knabenstimmen waren hörbar, aber niemand war zu sehen. Draußen war die Nikolaikirche genauso schwarz wie die Thomaskirche.

Am Abend schlief ich schlecht, zuerst war es zu heiß, dann mit offenem Fenster zu laut wegen der ratternden Straßenbahn, die »Dubczeks Rache« genannt wurde. Um Mitternacht kam ein Sprengwagen, der alle Straßen mit Reinigungsmittel be-

sprühte, das bis zu mir herauf stank. Irgendwann gegen Morgen nickte ich ein. Am nächsten Morgen gab es Arbeit: Ein Seminarvortrag, die Zuhörer waren still und aufmerksam, es gab wenige Fragen. Zum Mittagessen gingen wir ins Café Bomm und redeten über den Frieden in den beiden Deutschlands, den Palme-Plan für eine entmilitarisierte Zone in Mitteleuropa. Nachmittags diskutierten wir die gemeinsame Arbeit. Abends ging ich wieder ins Café Bomm, diesmal sprach ich mit jüngeren Kneipenbesuchern über den Wiederaufbau der Altstadt. Sie erzählten, dass viele neuen Wohnungen entstanden seien. Es gibt nur ein Deutschland, sagte der eine. Keiner fiel ihm ins Wort, keiner rechtfertigte ihn. Viele wollten die Bundesrepublik besuchen, sich einmal nur umschauchen – die Möglichkeiten dazu hätten sich verbessert. Nach drei leicht angewärmten Bieren schlief ich gut ein.

Am nächsten stellte mir Michael seine Frau vor, die sich sehr für Konrad Lorenz und dessen Verhaltensbiologie interessierte, die im Marxismus wenig diskutiert wurde. Zeit, was bedeutete Zeit? Was sagten Marx und Engels dazu? Wir sprachen über die Frankfurter Schule. Meine beiden Freunde hatten nie von der »Neuen Linken« gehört. Die Diskussion wurde politischer. Wir stritten uns, wie viele Personen, welchen Alters die DDR akzeptierten und wie viele mit ihr unzufrieden waren. Die Frage blieb unbeantwortet.

Abends erlebte ich das herrliche Gewandhausorchester. Michael und ich hatten keine Eintrittskarten. Eine lange Schlange hatte sich schon gebildet, und es schien aussichtslos, noch Einlass zu bekommen. Ich bemerkte, dass die bürgerlichen Konzertbesucher in schwarzer Abendgarderobe auf Fahrrädern eintrafen. Sie fielen gegenüber den schlechter gekleideten Besuchern auf, die in ihren Trabanten vor der Tiefgarage warteten. Ich sprach einen der Fahrradfahrer an, ob er noch eine Extrakarte habe. Er verneinte, schlug aber vor, dass ich warten sollte,

bis er im Konzertsaal wäre, dann würde er zurück an den Eingang kommen und mir seinen Abo-Ausweis geben, damit auch ich reinkäme. Er tat, wie er es gesagt hatte und so kam ich ins Konzert. Michael, mein Freund, wollte nicht auf diese krumme Tour rein, er verzichtete.

Ein Besuch im ehemaligen Reichsgericht, jetzt Dimitroff Museum mit einigen Cranachs und Caspar David Friedrich Bildern beendete meinen Aufenthalt. Eine Kunstlehrerin belehrte die Kinder, die Bilder nicht zu berühren. Sie führte die Augen der Kleinen mit einem Pfeil aus Pappe an die wichtigen Details. Die Schüler folgten fasziniert. Hier klagten 1933 die Nationalsozialisten fünf Kommunisten an, den Brand des Reichstagsgebäudes gelegt zu haben. Das Reichsgericht sprach vier Angeklagte, darunter Georgi Dimitroff frei, verurteilte aber van der Lubbe wegen Brandstiftung zum Tode. Dimitroffs Leben war in einer separaten Abteilung dokumentiert. Seine Aktentasche und ein paar Bücher waren wie Reliquien ausgestellt. Der Chef der Leipziger Physik Gruppe lud mich ein, das Wochenende mit seiner Gruppe zu verbringen. Ich lehnte höflich ab, weil er mir als parteitreuer Reisekader bekannt war, was mir die Einladung etwas suspekt machte. Nach der Wende hieß es, der habe für das Außenministerium spioniert. Er verlor seine Professur. Michael schlug sich mit Zeitverträgen durch bis zu seiner Pensionierung.

## Dem Jura treu

Wir fahren oft in den Schweizer Jura in eine Pension in der Nähe von Chaux-d'Abel, wo wir später noch mindestens zehnmal Urlaub machten. Erinnerungen an die einzelnen Aufenthalte vermischen sich im Gedächtnis. Die Pension war in einem großzügigen, vierstöckigen Gebäude untergebracht. Der

salle-à-manger und der Salon mit offenem Kamin und einer Sofaecke mit Sesseln befanden sich im Erdgeschoss. Die kleinen Zimmer in der ersten Etage trugen Namen von Propheten aus dem Alten Testament, wie Elias oder Jeremias. Duschen und Toiletten auf dem Flur wurden geteilt. Die ganze Einrichtung war eigentümlich veraltet. Im Winter wuchsen über Nacht an den Zimmerfenstern Eisblumen, weil die Heizung nur mäßig wärmte. Die Wirtsleute Hilda und Isaak Sprünger gehörte den Mennoniten an. Nachdem im 18. Jahrhundert die Religionsfreiheit eingeführt worden war, konnten die Täufer ins Berner Jura flüchten. Mennoniten bewirtschaften noch heute ihre Höfe im Jura. Das Gästebuch des Hotels führte Besucher aus Kanada und USA, die in ihre alte Heimat zurückkamen, um mit ihrer Gemeinde wieder Kontakt aufzunehmen. Die Sekte zeichnete sich nicht nur durch Gewaltlosigkeit und extreme Unabhängigkeit aus, sondern auch durch praktische Gläubigkeit, die uns immer wieder beeindruckte. Eine Zeitlang teilten wir unser Winterquartier mit einer kurdischen Familie, die der Wirt beherbergte, um sie vor der Ausweisung zu schützen.

An jedem Morgen gingen wir zum Langlaufen. Wir stiegen durch den Wald auf den Mont Soleil, der seinem Namen Ehre machte. Die Sonne leuchtete auf dem breiten Bergrücken, den die vereisten Loipen überquerten. Mittagspause war dann im Chasseur, einem kleinen Gasthof, in dem die Croute au Fromage besonders gut schmeckte. Bei Föhn hatte man von dort einen herrlichen Ausblick auf den 1600 m hohen Chaseral und auf die Alpen in weiter Ferne. Beim Rückweg nach Chaux d'Abel, hatte der Wind zugelegt und schnitt uns scharf ins Gesicht.

*Hier oben ist es still. Selten taucht ein Auto vor unserem Fenster auf. Unser Zimmer ist holzgetäfelt, und die zwei alten Betten mit*

*den hohen Matratzen und dem dicken Bettzeug sind imposant groß. Der Platz, an dem ich schreibe, ist vor einem Spiegel, das heißt, ich sehe mich abwechselnd im Glas des Spiegels und in den geschriebenen Zeilen vor mir. Um dem Lesen zu entfliehen, versuche ich zu schreiben. Bei meiner Abendmeditation merke ich, dass das Wetter sich ändert, ich fühle mich müde, nur langsam lässt die Anspannung nach. Mehr und mehr verblassen die physikalischen Probleme. Wenn es in den Bergen nebelt und den ganzen Tag schneit, wenn der Rand der Hochebene fast nicht von unserer Ortschaft zu sehen ist, dann kommt leicht das Gefühl auf, abgeschnitten zu sein.*

*»Out of sight«*

*Irgendwo in der Höhe brummt ein Flugzeug. Wir können die Geräusche des Winters hören und sehen, was bleibt, wenn der Schnee alles weiß bedeckt hat?*

Die Nachmittage verbrachten wir im warmen Salon, bei Tee und Plätzli. Während wir lasen, wippten und kippelten die kleinen Kinder auf einer Decke am Boden und die größeren zeichneten. Heidi begann, Geschichten zu schreiben. Ein eifriger Züricher hatte sein ganzes Büro mitgebracht, Computer, Mobiltelefon und anderen elektronischen Krimskrams. Er beriet die Wirtsleute in Steuerfragen und kam mit seiner Familie, wie wir, jedes Weihnachten. Ich hatte zum Lesen Montaignes »Tagebuch einer Reise durch Italien« mitgenommen. An seinem Bericht überraschte, wie wenig sich die Reisewege auf unserer europäischen Landkarte verändert hatten. Die Reisewege waren noch die gleichen, nur die Schnelligkeit, mit der wir sie zurücklegen, hat sich vergrößert. Er hatte echtes Interesse an den Menschen, denen er begegnete, und setzte sich den Wirren der Reformation aus.

Der Jura ist eine wunderbar abwechslungsreiche Landschaft, ideal zum Langlaufen, wenn der Schnee gut ist. Das Wet-



ter überraschte uns oft, wenn vom Westen über das Gebirge eine Tiefdruckzone hinwegfegte, die den ganzen Schnee weg-schmolz.

Uns gefiel es so gut bei einem unserer Aufenthalte, dass wir vergaßen, auf der Rückfahrt die Skier wieder einzupacken. In Delemont mussten wir zurückfahren, um sie zu holen. Durch Zufall entdeckten wir dabei die Pichou Schlucht, die mit ihren steilen Felsen einen engen Eingang zum Jura bildet. Als wir zurück in Chaux d'Abel waren, standen vor der Garage die Skier, fertig zu Rückfahrt. In die Schweiz begleitete uns immer der alte Baedeker von 1909, *La Suisse – Manuel de Voyager*, 26. Auflage, Leipzig Berlin. Als Motto des Buches stand auf der zweiten Seite. »Wer ans Reisen denkt, muss seine Sorgen vergessen, am frühen Morgen aufstehen, nicht zu viel mitnehmen, immer gleichmäßig vorangehen und lernen zuzuhören«.